

PUDDING AN DIE WAND NAGELN

Es gibt auch Dinge, die sich nicht geändert haben: Meine Mutter macht weiterhin *lentejas*, die ich hasse, und *chuletas*, die ich liebe. Sie lebt jetzt vielleicht auf der anderen Erdhalbkugel, kocht aber dasselbe.

»Bernardo, no me digas que no vas a comer más«, rügt sie meinen Vater gerade. Sie möchte immer, dass alle mehr essen.

»Englisch bitte, Gisela.«

Meine Mutter runzelt die Stirn. Ich finde es total lächerlich, dass er ihr vorschreiben will, welche Sprache sie in ihren eigenen vier Wänden sprechen darf. Aber ich verziehe keine Miene, weil mein Vater mir so weit weg vorkommt, als würde man jemanden am anderen Ende der Straße entdecken und sich fragen, ob er wirklich der ist, für den man ihn hält. Er nervt mich, wie er es früher nie getan hat, irgendwie wirkt er plötzlich härter, spröder. Allerdings haben wir nicht mehr zusammengewohnt, seit ich dreizehn war. Ich habe mich auch verändert.

»Tut mir leid«, sagt meine Mutter und rollt dabei das R, obwohl man das hier nicht macht. »Ist schwär.« Sie hat zu Hause in Argentinien einen Englischkurs besucht, sobald klar war, dass wir herziehen würden. Jeden Dienstagabend ist sie mit dem Bus zur Nachbarin einer Tante gefahren, die zwar selbst Argentinierin war, aber in Cleveland studiert hatte und im Austausch für Näharbeiten und Haushaltskram Privatunterricht gab. Sie war alt, und ihr Lächeln erreichte die Augen nicht. Meine Mutter schien nicht gern zu ihr zu fahren, trotzdem tat sie es, jede Woche, ohne Ausnahme. Vielleicht begreift mein Vater deswegen nicht, wie erstickend es ist, hier nur Englisch zu sprechen: Er denkt, dass wir zu Hause in Argentinien genug gelernt hätten. Oder hätten lernen sollen.

»Es ist schwer, ja, aber so ist besser«, sagt er. Er hat leicht reden, bei drei Jahren Vorsprung. Als wir die Greencards bekommen haben, ist er vorausgeflogen, hat sich einen Job als Fahrer gesucht und gespart, während wir zu Hause in Argentinien alles geregelt haben. Wir sind zu meiner *abuela* gezogen, haben unser Häuschen verkauft und ihm das Geld geschickt, damit er sich ein eigenes Auto leisten und mehr verdienen konnte. Er ist also seit drei Jahren hier und übt. Für ihn fühlt sich Englischsprechen nicht an, als würde man ihn in Eiswasser tauchen. Und wenn es mal so war, dann hat er es vergessen.

Im ersten Monat nach seiner Abreise waren die Nächte gähnend leer. Die Nachbarn klappten die Kragen hoch, sobald sie uns sahen, als würden sie sich gegen eine steife Brise wappnen, und behandelten uns wie Luft. »Ahí van las americanas«, murmelte die alte Doña Dominga einmal, als sie dachte, ich würde es nicht mitbekommen. *Da gehen sie, die Amerikanerinnen*. Vielleicht wollte sie aber auch, dass wir es hören.

In jenem ersten Monat rief mein Vater uns jeden Abend per Videocall an. Wir lebten in ähnlichen Zeitzonen, aber in unterschiedlichen Jahreszeiten. Er hatte Pulli und Schal an, ich Shorts. Später, als es Zeit wurde für Handschuhe und den *brasero*, trug er ein Hawaiihemd, das er zu Hause in Argentinien nicht einmal für Geld angezogen hätte.

»Von eine Kirche«, meinte er und strich verlegen über den Stoff.

Wir entwickelten eine Art Ritual. Er beschloss, dass wir nur noch Englisch miteinander sprechen sollten, um mich auf den bevorstehenden Umzug vorzubereiten.

»Pero, Papi ...«, fing ich an.

»Englisch!«, unterbrach er mich.

»Ich haben doch schon Englischkurs.«

»Es heißt ›ich habe‹, also ... noch Arbeit für dich. Bereit für Frage eins?«

Das wurde unser Standardprogramm. Drei Fragen, die ich auf Englisch beantworten musste, und zwar immer anders als am Tag zuvor.

»Ja.«

»Was hast du gelernt heute in der dritten Stunde?«

Die dritte war eine Freistunde gewesen, aber das wollte ich ihm nicht erklären. Ich wollte ihm eine Antwort geben, die ihn zufriedenstellte. »Ich habe Gedicht geschrieben.«

»Über was?«

»Ist Frage zwei!«

»Nein, Folgefrage zu Nummer eins.« Er lachte.

»Über Wasser. So kalt, dass es wärmt die Knochen.«

»El Río Mendoza«, sagte er.

»Ja.« Ich versuchte, die Fältchen rund um seine Augen zu deuten. War das etwa Traurigkeit?

»Frage zwei«, fuhr er fort. »Was für einen interessanten Gedanken hattest du heute?«

Ich wusste, dass es ihm dabei um Zeitgeschehen ging, um Geschichte oder irgendetwas anderes, das ihm zeigte, dass ich die Welt mit wachen Augen wahrnahm.

»Ich mich frage, wenn Frankreich hat König, wer ... heute.«

»Frankreich hat keine Könige mehr.«

»Nein ...« Die Worte entflogen mir wie schreckhafte Vögel. »Wenn Frankreich heute noch hätte die Könige ... die ...«

»Monarchie?«

Dieses Wort hatte ich vor unserem Telefonat sogar nachgeschlagen, aber wieder vergessen. »Monarchie, ja. Wenn Frankreich heute noch hätte die Monarchie, wer wäre König?«

»Und hast du schon gefunden die Antwort?«

»Nein.«

»Dann tu das bis morgen. Frage drei: Was für einen Traum hast du, wenn ihr nach Amerika kommt?«

Zu dem Zeitpunkt hatte ich ihm schon zig Träume genannt, jeden Tag einen anderen. Ich wollte in einem gelben Taxi sitzen, einen Burger wie aus den Filmen essen, die viel

größer und saftiger aussahen als hier in *el centro*, und auf das Empire State Building hinauffahren.

»Ich habe einen Traum, dass die Wörter strömen«, sagte ich.

Ich wartete auf die übliche Predigt, die er mir ungefähr zweimal die Woche hielt, dass ich mehr lernen sollte, üben, üben und nochmals üben. Aber an jenem Abend zog er nur den Kopf ein, als fürchtete er Schläge, und brummte, dass er am nächsten Tag früh rausmüsse.

Im Laufe der Zeit kamen seine Anrufe seltener, nur noch alle paar Tage, einmal die Woche. Zuerst war ich traurig. Dann füllte sich das Leben wieder. Und die Traurigkeit verging.

Als ich ihn schließlich in der Ankunftshalle des Flughafens stehen sah, machte sein Anblick mich befangen.

Ich kannte diesen Mann, meinen Vater, und gleichzeitig war er mir fremd.

Er kannte mich. Und gleichzeitig war ich ihm fremd. Dieses Gefühl bin ich nicht mehr losgeworden, seit wir hier sind.

Meine Mutter reicht mir noch einmal die *lentejas*. Sie tut so, als bekäme sie für jeden gegessenen Löffel Geld. Ich schüttle den Kopf.

»Wie läuft Mathe?«, hakt mein Vater nach. Gereizt ziehe ich die Augenbrauen zusammen. Er fügt hinzu: »Ein guter Job ist wichtig. Hast du nach Technikunterricht gefragt?«

Ich starre ihn an. Am liebsten würde ich ihm alles entgegenschleudern, was ich noch lernen muss, bevor ich auch nur daran denken kann zu fragen, welche Kurse es gibt. Aber mir fehlen die Worte. Frust wallt in mir auf.

Meine Mutter, das ultimative Stimmungsbarometer, greift ein. »Ich machen Pudding«, sagt sie. Sie meint, dass sie Pudding gemacht hat. Und dass ich keinen kriege, wenn ich nicht noch was von diesen fiesen braunen Linsen esse. *Und* dass mein Vater einen Gang zurückschalten soll. Sie meint immer mehr, als sie sagt, egal in welcher Sprache.

Ich rümpfe die Nase und nehme noch einen Löffel.

»Die Amerikaner haben ein Sprichwort«, erwidert mein Vater. »Mit Pudding. Pudding an die Wand nageln.«

»Das hat keine Sinn«, grummle ich, wütend auf die Linsen, wütend, dass ich über Englisch reden soll, und das auch noch *auf* Englisch. »Pudding ist viel zu weich für irgendwohin zu nageln.«

Er zuckt mit den Schultern und schaufelt sich mehr *lentejas* in den Mund. »Amerikaner«, bemerkt er, nachdem er sie schnell runtergeschluckt hat. »Die denken, sie können alles.«

DAS EIS BRECHEN

Mein zweiter Schultag läuft nur geringfügig besser als der erste. Ich weiß, wo mein Schließfach ist, und ich weiß definitiv, dass ich in Mathe unter keinen Umständen nach vorn an die Tafel gehe. Wie ich zu meinen Kursen komme, weiß ich einigermaßen.

Ich schiebe mich gerade auf meinen Stuhl in EaZ, als Mr. T den Unterricht mit der Frage eröffnet: »Okay, wer von euch fand die Stunde gestern langweilig?«

Eins der Mädchen trägt eine rührend adrette Strickjacke. Ob ich wohl auch so aussehe, als wollte ich unbedingt gefallen? Ein anderes Mädchen in Jeans und Kopftuch starrt auf seinen Tisch. Ein Junge mit wirren braunen Haaren lehnt sich zurück.

Das ist eindeutig eine Fangfrage. Auch die anderen haben Mr. T durchschaut, denn niemand hebt die Hand.

»Na schön. ##### ### ##### #### Eisbrechern.«

Eisbrechern? Das habe ich bestimmt falsch verstanden. Hier ist nirgendwo auch nur die geringste Spur von Eis. Und überhaupt wüsste ich nicht, warum wir es brechen sollten. Mir schießt ein verrücktes Bild durch den Kopf, wie Mr. T einen riesigen Eisblock hereinschleppt und uns alle mit Stöcken darauf einschlagen lässt, als wäre es eine *piñata*, bis überall auf dem Boden kalte Splitter verteilt liegen. Das würde mir tatsächlich gefallen.

Offenbar spürt er die allgemeine Verunsicherung, denn er fügt hinzu: »Eisbrecher! Übungen, um #####. Um uns besser kennenzulernen. Die hier heißt ›Die bewegte #####.« Er hält ein Blatt Papier hoch. Eine Anleitung aus dem Internet, die er sich ausgedruckt hat. »Erst einmal teilen wir uns in vier Gruppen auf, nach den ##### unserer Vornamen. A bis G hierhin. Los geht's!«

Niemand bewegt sich. Wir schauen einander an, suchen nach Hinweisen.

»Du.« Mr. T deutet auf einen Jungen mit pechschwarzen Haaren, eisblauen Augen und drahtigem Körper. Verrate uns mal deinen Namen. »Wie heißt du?«

»Neophytos«, antwortet der Junge. Ich weiß, wie man den Namen schreibt, weil er auf dem Notizbuch auf seinem Tisch steht und ich ihn von hier aus erspähen kann. Neophytos trägt sein Hemd ordentlich in die Stoffhose gesteckt. Er ist genauso overdressed wie ich. »Neo«, ergänzt er knapper.

»Neo, okay, super. Dann bist du noch nicht dran. Du?«, fragt er den Jungen mit dem Turban neben Neo. Er hat echt schöne braune Augen und die coolste Handyhülle überhaupt. Sie sieht aus wie ein altmodischer Kassettenspieler.

»Bhagatveer«, antwortet er.

»Sehr gut, mit B, oder?« Der Junge nickt. »Hier rüber. Sagst du mir noch einmal, wie man den Namen ausspricht?«

»Bhagatveer«, murmelt der Junge.

Mr. T wiederholt es lächelnd. Anschließend zeigt er auf mich. »Und du?«

»Ana.«

Er wirkt sichtlich erleichtert, dass mein Name so kurz ist. »Ana. Zu den Bs.« Ich stelle mich zu Bhagatveer.

Mr. T geht den Rest der Leute durch, bis wir in vier Grüppchen zusammenstehen.

»Wunderbar. Seht ihr? Das ist schon mal eine Sache, die wir gemeinsam haben. Jetzt kommen alle zu mir, die etwas Blaues anhaben.«

Wir spielen mehrere Versionen davon durch, Farben, die wir tragen, ob wir lieber schwimmen oder Fahrrad fahren. Immer bilden sich andere Konstellationen. Ich schätze mal, das soll uns zeigen, dass uns mit jedem etwas verbindet.

»Die Jahreszeit, in der ihr Geburtstag habt. Frühling, Sommer, Herbst, Winter.« Er deutet auf vier unterschiedliche Bereiche des Zimmers.

»In welche Land?«, frage ich.

Er schaut mich verwirrt an. »Wann hast du Geburtstag, Ana?«

»Juli«, antworte ich.

»Okay, also Sommer. Da rüber.«

Ich pike mir mit dem Zeigefinger in die Brust. »In meine Land, Juli ist Winter.«

Langsam geht ihm ein Licht auf. »Hm? Ach ja, stimmt. Südhalbkugel. Gut, dann Winter.« Er deutet zum Jungen mit den schwarzen Haaren und eisblauen Augen. Neo.

»Schön, schön. Sieht aus, als wären wir ziemlich #####. Was super ist, weil wir für die nächste Übung Zweiergruppen brauchen. Ihr stellt eurem Partner Fragen und findet etwas Interessantes über sie oder ihn heraus, das ihr anschließend mit dem Rest von uns teilen könnt. Alles klar?«

Ich starre den Jungen an. Unsere Wintergeburtstage haben uns zusammengewürfelt, was irgendwie unfair wirkt, immerhin haben wir in völlig unterschiedlichen Wintern Geburtstag. Glaube ich zumindest. Der Junge starrt zurück. Sein Blick ist wach, und er hat eine Sturmfrisur, wie jemand, der viel Zeit im Freien verbringt. Seine Haut ist sonnengebräunt, und seine markanten Augenbrauen geben bestimmt jede seiner Gefühlsregungen preis. Ich weiß nicht einmal, welche Sprache er spricht oder ob er überhaupt ein Wort Englisch kann. Nicht, dass ich so viel mehr könnte.

»Hi«, versuche ich es.

»Hallo«, antwortet er mit starkem Akzent.

Ich sage ihm, wo ich herkomme. »Und du?« Er zuckt die Schultern, und ich frage mich, ob er die Aufgabenstellung verstanden hat.

Ich hole mein Handy raus und öffne eine Weltkarte.

Dann deute ich auf ihn. »Deine Land?«, frage ich und reiche ihm das Handy.

»Ki-prosch«, sagt er und zeigt dabei auf seine Brust. Das hilft kein bisschen weiter. Er versucht ranzuzoomen, aber die Karte lässt sich nicht so weit vergrößern, wie er es gern hätte. Am Ende deutet er einfach irgendwo aufs Mittelmeer und runzelt die verräterischen Augenbrauen, was meinen Verdacht von eben bestätigt. Er gibt mir mein Handy zurück, holt sein eigenes raus und googelt.